



Hirten, Hunde, Höf

Jeden September holen die Schnalser Bauern ihre Schafe über das knap ins heimische Südtirol. Und das seit nunmehr sechstausend Jahren. Von



Viel Glück wollte ich Doris wünschen, für das diesjährige große Heimholen der Schafe – wie immer der Höhepunkt im Hirtenjahr. Nach etwa neunzig Tagen Sommerfrische kehren die Schafe Mitte September von den Hochweiden im Nachbarland Österreich zurück nach Südtirol. Ein Kraftakt, erst recht in Zeiten von Corona. „Du bist zu spät dran“, lachte Doris. „Seit zwei Tagen sind alle Viecher daheim im Stall!“ Wie es dieses Mal gelaufen ist? „Wie immer eigentlich“, sagt Doris. „Den Schafen ist dieses komische Virus egal. Sie müssen auf die Hochweiden und wieder zurück. Aber das Hirtenfest zum Abschluss hat es heuer nicht gegeben.“ Dann wird die Bergbäuerin nachdenklich. „Du kennst ja die Hirten und auch den Bergbauern Waldenthaler vom Sonnenberg drüben im Vinschgau. Er hat mir beim Wiedersehen gleich die Hand zum Begrüßen hingestreckt. Soll ich sie einem bald Neunzigjährigen verweigern? Nein. Ihm ist Corona egal. Er sagt, ob er heut stirbt oder in zehn Jahren, ist ihm eh wurscht!“ Im abgelegenen Schnalstal sind keine Krankheitsfälle bekanntgeworden, erzählte Doris. Warum wohl? „Des mit dem Bussi-Bussi machen wir eh net so!“, meint sie trocken. „Man schmeißt sich ja schließlich nicht jedem gleich an den Hals!“

Im vorigen Jahr war ich dabei, beim großen Zug der Wanderschafe. Ich weiß, was der Treck für Zwei- und Vierbeiner bedeutet. „Mit die Schof' gian“, so nennen es die Schnalser Bauern, wenn sie ihre wolligen Vierbeiner über dreitausend Meter hohe Alpenpässe treiben. Mit den Schafen gehen – das klingt nach einem entspannten Spaziergang im Park. Dabei ist der tausendfüßige Treck über den Alpenhauptkamm ein anstrengender Höhentrip und gefährlich ebenso für Mensch wie Tier. Dennoch reicht die Tradition dieses Schafzugs beinahe sechstausend Jahre zurück. Sie ist also älter, als es die Pyramiden von Gizeh sind – und noch mal tausend Jahre älter als „Ötzi“, die bekannteste Gletscherleiche der Welt. Dieser „Mann aus dem Eis“ wurde genau hier an den vergletscherten Übergängen zwischen Nord- und Südtirol entdeckt. Der Fundort? Sei kein Zufall, heißt es, denn er liegt in der Nähe der althergebrachten Route, über den ja nicht nur dieser archaische Zug seit Urzeiten verläuft.

Seit damals also führen die Schnalstaler, kurz „Schnolser“, ihr Vieh auf zwei Routen von Südtirol ins nördlich gelegene Ötztal: jeweils über das Hoch- und Niederjoch, über schmale Pfade, weglos über Felsen, manchmal durch Schnee. Der tagelange Zug der Wanderschafe ist eine ebenso legendäre wie gelebte Tradition. Und

er ist eine Strapaze, eine Reise, die nicht jedes Tier überlebt und auch Gefahren für die Hirten birgt.

Bis Mitte September, etwa hundert Tage, haben die Tiere beim Sömmern verbracht, abgeschieden in Gruppen und Grüppchen, haben Kräuter gezupft und Junge bekommen, in Freiheit, weit verstreut auf den Innerötztaler Hochweiden, in Karen und Bergwiesen hoch über dem Hochjochospiz. Tagelang suchen dann zehn, zwölf Hirten die Steiflanken ab, treiben versprengte Schafe zum Sammelgatter unterhalb des Hochjochospizes.

Beim großen Schaftreiben dabei zu sein, empfand ich als Ehre, obwohl ich das Schnalstal und die Bergbauernfamilie von Doris seit mehr als dreißig Jahren kenne. Ich sollte sogar helfen – und nicht einfach nur mitgehen.

Am Freitagabend trafen wir uns auf dem Hochjochospiz. Doris ist Jahrgang 1978 und stammt aus einer Familie von Apfelbauern aus dem Burggrafenamt. Sie hat Lehramt studiert, später in einer winzigen Dorfschule im Schnalstal unterrichtet und schließlich Alexander Rainer, einen Bergbauernsohn aus dem Schnalser Dorf Unserfrau, geheiratet. Seit ein paar Jahren folgt sie der Tradition des Tals und züchtet eigene Schafe.

„Das Schnalser Schaf ist nicht irgendein Schaf“, sagte sie oben am Hochjochospiz und zeigte auf drei Tiere, die bimmelnd und blökend vorbeitrabten. „Das ist eine eigene Rasse, mittelgroß, siebzig Kilo schwer, mit einer gebogenen Ramsnase, einer kleinen Nasenfalte darüber und einem ziemlich hellen Wollvlies.“ Und: „Es ist geländegängig – hat harte Klauen und eine Statur, die das Kräuterezupfen sogar in fünf- und vierzig Grad steilen Hängen erlaubt.“ Doris hat ein Herz für seltene, vom Aussterben bedrohte Rassen. Das gilt allerdings auch für Linda, den quicklebendigen Appenzeller Sennenhund, der nervös neben ihr kauerte und vibrierend vor Anspannung auf neue Befehle harrete.

Zum Schafeheimholen sind Doris und ich von Kurzras im Talschluss etwa achthundert Meter zur Schöne-Aussicht-Hütte aufgestiegen, wo die Gletscher unter der Grawand schneeweiß in der spätsommerlichen Sonne leuchteten. Von der Hütte führt ein Bergpfad über die Grenze nach Tirol, vorbei am kleinen Zöllnerhaus, an den Steinmandln in Richtung der markanten Wildspitze und dann hinunter ins Venter Tal, über die rauschende Venter Ache und schließlich hinauf zum Hochjochospiz. Weil dieser uralte länderübergreifende Schafwandertrieb, auch Transhumanz genannt, die Grenze zwischen Nord- und Südtirol passiert, wurde er 2011 als immaterielles Kulturerbe der Unesco anerkannt.



Dort Kirchenkunst?
Es gibt ihn bis heute: den guten Hirten – auch wenn es sich manchmal um eine Frau handelt.





Zwei Adler kreisten über den Rofenbergköpfen. Das war imposant anzuschauen – aber aus Sicht der Bäuerin eine Gefahr. „Die holen sich die Lämmer“, sagte Doris, „und damit sie noch hilfloser sind, picken sie ihnen als Erstes die Augen aus.“ Drinnen am Stammtisch im Hochjochhospiz saßen schon ein paar Schafbauern. Der älteste war der Niedermair-Hans, genannt „der Waldenthaler“, Ende achtzig und echtes Schäferurgestein. Seit er zehn ist, geht er den Weg über die Pässe, vom heimischen Vinschgauer Sonnenberg übers Taschljoch hinüber zum Rofenberg, hin und zurück, im Frühjahr und Herbst, viermal im Jahr. Das macht zusammen viele hundert Male in seinem Schäferleben. „Wirst sehn, das Z’sammsuchen ist das Schwerste vom ganzen Heimholen“, sagte Doris. „Mindestens zwei, drei Tage lang brauchen die Hirten zum Absuchen der Bergflanken, denn ‚d’Schof‘ tauschen die Bergwiesenfreiheit nur ungern ein gegen den engen heimischen Stall.“ Draußen stand die Sonne schon tief. Vor dem Hochjochhospiz suchte der Vinz’n Hons mit seinem Guggar, dem Fernstecher, die Berghänge Meter für Meter ab. Sein älterer Bruder, Willy Gurschler, ist Chefhirte, regelmäßig bringt er hundert Tage heroben, allein mit den Schafen. Willy ist Jahrgang 1954, seit vierzig Jahren geht er zum Hüten. „Sauteufer“ nennt er die Raben, die ebenfalls den Lämmern die Augen auspicken und sie dann lebendig tranchieren. „Etwa vierzig Lämmer holen sich Vögel wie Adler und Bartgeier pro Jahr!“, schimpfte er.

Seinen Beruf hat Willy vom Vater gelernt: Vinzenz Gurschler, dem Hofnamen nach „Weger-Vinz“ genannt. Er war noch für viertausend Schafe verantwortlich. Im Tal nannte man ihn „Seine Heiligkeit“ – das zeigt, welch hohen Status ein Schäfer genießt. Die Vinz’n-Dynastie gehört sozusagen zur Schnalser Hirten-Aristokratie. Zwölf Kinder hatte der Weger-Vinz mit seiner Frau Florina, die Hälfte von ihnen helfen beim Schafeheimholen.

Plötzlich entdeckte der Vinz’n Hons zwei versprengte Fellknäuel auf dem Hang gegenüber, weit oben, knapp unterhalb der Kreuzspitze. Was die Viecher so spät abends oben am Gipfel treiben? Nachts, erklärte der Vinz’n Hons, ohne wirklich etwas zu erklären, stiegen sie höher als am Tag. Sofort schickte er einen Hirten hinauf, sie zu holen. Eine Stunde später war er wieder unten. Und fluchte. Das Muttertier hatte ihn angegriffen, als er das Jungtier schnappen wollte – beinahe hätte die wilde Alte ihn mit einem kräftigen Stoß über die Felsen gehobelt.

Nach der Nachtruhe stiegen wir frühmorgens Richtung Vernagtferner auf. Kleine Stoßtruppschen von Schafen kamen entgegen, trabten brav Richtung Gatter, andere verdrückten sich in Mulden oder verstiegen sich in senkrechte Felsflanken. Ein gelender Pfiff schon genügte. Pfeilschnell sprintete einer der Hirtencollies den Hang hinauf, drängte die Schafe vom drohenden Abgrund weg. Das Trio hatte keine Wahl. Missmutig maulend drehte es ab, zuckelte notgedrungen hangabwärts – dahin, wo schon alle anderen Schafe warteten.

Vier Befehle genügen den Hirten für die Hunde: „Aui! Oi! Aret! Schleich’n.“ Das heißt: Rauf! Runter! Halt! Anschleichen! An den Boden geduckt, pirschte sich Linda dann knurrend an ein widerspenstiges Tier heran. Ein kurzer Zwicker, ein empörtes Mööööh! – schon stand die Abtrünnige wieder bei der Herde. Dieses exakt choreographierte Strategie- und Schauspiel, in dem jeder seine Rolle kennt, wiederholte sich den ganzen Tag. Mit hängender Zunge sicherten die Hunde die Flanken der Herde, umkreisten, bedrängten, schnitten die Wege der ausbüxenden Tiere ab. Viele Male stiegen die Hirten hinauf und hinab, weglos, viele hundert Höhenmeter am Tag. Es ist ein Knochenjob in einer Arbeitswelt weitab jener Gore-Tex-Bergsteigerromantik der Hobbyalpinisten.

Schließlich sammelte sich die mummelnde Herde von vierzehnhundert Tieren am Berghang, kleine Fressmaschinen, programmiert auf ständiges Grasrupfen, immerzu trachteten sie nach einem erreichbaren Halm, ein stetig hin- und her-schwappendes, wogendes Meer aus Wolle. Das Kläffen der aufgeregten Hunde mischte sich ins Läuten vieler hundert Glöckchen, dem tiefen Mähen der Mutterschafe und einigen hellen Stimmchen nur weniger Stunden alter Lämmer, die noch feucht von der Geburt erste Schritte in den Steilhang stakten. Welch Bergsinfonie. Doris schaute versonnen auf das Bild und meinte: „Die Schafe geben einem Ruhe.“ Ob es die Tiere deswegen in so manch Kinderlied geschafft haben?

Ein letztes Kommando, dann floss die Menge trappelnder, cremefarbener und braungefleckter Leiber hinunter ins Gatter der Rofenberg-Alm. „Das wär mal geschafft!“, sagte Doris und kraulte Linda den Nacken. Vor der niedrigen, aus Naturstein geschichteten Schäferhütte der Rofenberg-Alm gab Chef Willy den Treibern einen Himbeerschnaps aus. „Zum Wohl!“ Nebenam im Gatter drängten sich die Schafe Rücken an Rücken, mit ihren bunten Punkten, Kreisen, Strichen, den Markierungen der verschiedenen Höfe, wirkten sie wie eine freilaufende Kunstinstallation. Dann gingen die Hirten zur Nacht

einem. Vor allem aber ist es eine Haltung, ein Lebensstil. Die Hirten begegnen dem großen Einsatz an Arbeit mit bäuerlicher Nüchternheit, seit jeher haben die Schnalser in Symbiose mit ihren Tieren gelebt. Die Wolle war einst mehr gefragt als Käse oder Fleisch, der Schnalser Loden galt als der beste, er wurde mit einem eigenen Längenmaß gemessen, der „Meraner Elle“. Und weil die Vinschger und Schnalser Weiden immer zu wenig Futter abgaben, suchte man schon in Vorzeiten im Inneröztal und nördlich des Alpenhauptkamms nach Weidegründen. Doch die Zahl der Schafe geht zurück: Während es 1977 noch sieben-tausend waren, ziehen heute nur noch halb so viele auf die Öztaler Weiden.

Noch aber ist das Schaf hier Teil des Alltags. Darstellungen von Schafen finden sich auf Gemälden in den Kirchen von Heiligkreuz oder Vent. Auch der zeitgenössische Künstler Hansi Platzgummer nimmt das Saint-Exupéry-Zitat ganz wörtlich: „Bitte, zeichne mir ein Schaf!“ In seinen großformatigen Bildern scheinen die Schafe ebenso sehr mit der Landschaft zu verschwimmen wie hier auf diesem hochalpinen Höhenritt durch den Schnee.

Im steilen Abhang unter dem Teufels-egg-Lift legten Mensch und Tier eine letzte Atempause ein. Als es wieder losging, schrie Alexander, der seiner Frau Doris entgegengekommen war: „Da, ein Pamperl! Wieder ein totes!“ Mit fünf Sätzen sprang er den schneenassen Hang hinunter. Aber das Lamme war nicht tot. Ein neugeborenes lag im Schneematsch, der sich ringsum blutorangerot gefärbt hatte. Wenige Minuten später stemmte das Kleine die Beine in den Boden, rappelte sich hoch. Daneben das Mutterschaf, die Nabelschnur um die Beine gewickelt. Die Zeit drängte, die Herde war längst weitergezogen. Alexander packte das Kleine, wickelte es in eine Jacke und rannte hinterher. Dieses Mal gab es ein Happy End: Gleich unten in Kurzras bei der Schafschoad fanden Mutter und Kind wieder zusammen.

Das Trennen der Schafe, die Schafschoad, ist der letzte Akt. Da werden die Schafe nach Markierungen und Ställen sortiert. Dann legen die Treiber die Holzstrecken weg und genehmigen sich ein Bier.

Hund Linda, der Appenzeller Wadlbeißer, hatte begriffen, dass die Arbeit getan war. Unterm Tisch legte sie den Kopf seufzend zwischen die Pfoten. „Danke, Linda, gut gemacht!“, lobte Doris. Warum sie das überhaupt macht, das Schafezüchten und Über-die-Berge-Treiben? „Weil es eine ganz andere Welt ist, die ihre eigenen Gesetze hat. Hier geht es nicht um Geld. Materielles zählt dort oben nicht. Sondern nur, wie schlau du es anstellst, die Tiere runterzubringen. Das ist immer wieder ein Schauspiel, das Zusammenarbeiten von Mensch und Hund. Am Anfang das Wirrwarr aus Hunderten Schafen am Berg, am Ende geht alles fein zusammen.“ Auf die Schafe warteten jetzt nur noch die letzten Meter zum heimischen Stall – und später die herbstliche Wollschur.

Hier kinetische Land Art!

*Mit der Herde hüpfen
tausend bunte Punkte durch
die Landschaft.*

Fotos Franziska Horn

ins Hüttenlager vom Hochjochospiz, ein Wettersturz kündete sich an.

Am nächsten Morgen war alles weiß. Noch immer fielen Schneeflocken, die Sicht war trüb. „Nichts fürchten die Treiber mehr als das: schlechte Sicht bei Nebel. Da gehen leicht welche verloren.“ Dabei stand der eigentliche Übertrieb über den hohen Pass ja erst bevor. Immer wieder gab es Katastrophen: Im Jahr 1979 erstickten etwa siebzig Schafe im Schnee unterhalb der Similaunhütte und mussten am nächsten Tag per Hubschrauber geborgen werden. Immerhin laufen die Schafe ruhiger, wenn die Sicht schlecht ist, heißt es zum Trost. „Sonst sind sie aufmüpfiger“, sagten die Hirten. Als wir die Wiesen hinunter zum Gatter liefen, waren diese „hale“, also rutschig und glatt. Ein schlechtes Omen?

Dann ging alles ganz schnell. In einer Art Blockabfertigung öffneten die Hirten die Pforte des großen Gatters und ließen die Tiere gruppenweise heraus, damit sie nicht später die Engpässe verstopften. Ein Lämmchen stolperte verloren neben dem Gatter herum, zwei, drei Wochen alt, es hatte die Mutter verloren. Ich nahm es in eine Stofftasche, ließ den Kopf heraus schauen, trug es etliche hundert Höhenmeter hinauf. Am Pass oben gab ich es Doris, die es eine weitere Stunde durch den Schnee schleppte, doch während einer Pause merkte sie: Es atmete nicht mehr. Der Vinz'n Hons prüfte den Herzschlag und gab ihr recht: Da war keiner mehr. Das Lämmchen war tot. Er trug es zum Bach und legte es dort ab. „Ein Fuchs wird es holen“, meinte er. Weiter oben sackte ein ausgewachsenes braunes Tier kurz vor dem höchsten Punkt mutlos in den Schnee. Kein Antreiben, Anpacken, Wadelzwicken half mehr. Es mochte einfach nicht mehr. Auch dieses Schaf überlebte die Reise nicht.

Oben, am Hochjoch dann, waren endlich die vierzehnhundert Tiere wirklich über dem Berg, all die Mülln, Görren und Pamperl – so nennt man die Böcke, Mutterschafe und Lämmer. Nach der Hüttenrast begann die letzte Etappe der Wanderschaft auf einem mannsbreiten Pfad runter ins Heimattal. Hier durfte keines drängeln, überholen, vom Weg abkommen, abstürzen. Die Stimmung war entsprechend angespannt: Hirtenarbeit ist Heidenarbeit.

Warum machen die das? Nicht wegen Geld, nicht aus Nostalgie. Aus Tradition? Sicher. Vor allem aber ist es eine Haltung



3

heimatlich. Hier durfte Komos drängen, überholen, vom Weg abkommen, abstürzen. Die Stimmung war entsprechend angespannt. Hirtenarbeit ist Heidenarbeit.

Warum machen die das? Nicht wegen Geld, nicht aus Nostalgie. Aus Tradition? Sicher. Vor allem aber ist es eine Haltung, ein Lebensstil. Die Hirten begegnen dem großen Einsatz an Arbeit mit bäuerlicher Nüchternheit, seit jeher haben die Schnalser in Symbiose mit ihren Tieren gelebt. Die Wolle war einst mehr gefragt als Käse oder Fleisch, der Schnalser Loden galt als der beste, er wurde mit einem eigenen Längenmaß gemessen, der „Meraner Elle“. Und weil die Vinschger und Schnalser Weiden immer zu wenig Futter abgaben, suchte man schon in Vorzeiten im Innerörtztal und nördlich des Alpenhauptkamms nach Weidegründen. Doch die Zahl der Schafe geht zurück: Während es 1977 noch siebentausend waren, ziehen heute nur noch halb so viele auf die Ötztaler Weiden.

Noch aber ist das Schaf hier Teil des Alltags. Darstellungen von Schafen finden sich auf Gemälden in den Kirchen von Heiligkreuz oder Vent. Auch der zeitgenössische Künstler Hansi Platzgummer nimmt das Saint-Exupéry-Zitat ganz wörtlich: „Bitte, zeichne mir ein Schaf!“ In seinen großformatigen Bildern scheinen die Schafe ebenso sehr mit der Landschaft zu verschwimmen wie hier auf diesem hochalpinen Höhenritt durch den Schnee.

Im steilen Abhang unter dem Teufels-egg-Lift legten Mensch und Tier eine letzte Atempause ein. Als es wieder losging, schrie Alexander, der seiner Frau Doris entgegengekommen war: „Da, ein Pampfer! Wieder ein totes!“ Mit fünf Sätzen sprang er den schneenassen Hang hinter. Aber das Lamm war nicht tot. Ein neugeborenes lag im Schneematsch, der sich ringsum blutorangerot gefärbt hatte. Wenige Minuten später stemmte das Kleine die Beine in den Boden, rappelte sich hoch. Daneben das Mutterschaf, die Nabelschnur um die Beine gewickelt. Die Zeit drängte, die Herde war längst weitergezogen. Alexander packte das Kleine, wickelte es in eine Jacke und rannte hinterher. Dieses Mal gab es ein Happy End: Gleich unten in Kurzras bei der Schafschoad fanden Mutter und Kind wieder zusammen.

Das Trennen der Schafe, die Schafschoad, ist der letzte Akt. Da werden die Schafe nach Markierungen und Ställen sortiert. Dann legen die Treiber die Holzstecken weg und genehmigen sich ein Bier.

Hund Linda, der Appenzeller Wadlbeißer, hatte begriffen, dass die Arbeit getan war. Unterm Tisch legte sie den Kopf seufzend zwischen die Pfoten. „Danke, Linda, gut gemacht!“, lobte Doris. Warum sie das überhaupt macht, das Schafezüchten und Über-die-Berge-Treiben? „Weil es eine ganz andere Welt ist, die ihre eigenen Gesetze hat. Hier geht es nicht um Geld. Materielles zählt dort oben nicht. Sondern nur, wie schlau du es anstellst, die Tiere runterzubringen. Das ist immer wieder ein Schauspiel, das Zusammenarbeiten von Mensch und Hund. Am Anfang das Wirrwarr aus Hunderten Schafen am Berg, am Ende geht alles fein zusammen.“ Auf die Schafe warteten jetzt nur noch die letzten Meter zum heimischen Stall – und später die herbstliche Wollschur.

9

hjoeh zurück

er Nachtruhe stiegen wir frühlichtung Vernagtferner auf. Kleppchen von Schafen kamen entboten brav Richtung Gatter, andenkten sich in Mulden oder verstie-senkrechte Felsflanken. Ein geliff schon genügte. Pfeilschnell einer der Hirtencollies den Hang ängte die Schafe vom drohenden weg. Das Trio hatte keine Wahl. maulend drehte es ab, zuckelte igen hangabwärts – dahin, wo anderen Schafe warteten. fehle genügen den Hirten für die Auu! Oi! Aret! Schleich'n.“ Das uf! Runter! Halt! Anschleichen! den geduckt, pirschte sich Linda rend an ein widerspenstiges Tier n kurzer Zwicker, ein empörtes – schon stand die Abtrünnige wie r Herde. Dieses exakt choreogra-rategie- und Schauspiel, in dem ie Rolle kennt, wiederholte sich en Tag. Mit hängender Zunge si-lie Hunde die Flanken der Her-sisten, bedrängten, schnitten die r ausbüxenden Tiere ab. Viele gen die Hirten hinauf und hinab, viele hundert Höhenmeter am st ein Knochenjob in einer Ar-weitab jener Gore-Tex-Bergstei-istik der Hobbyalpinisten. llich sammelte sich die müm-terde von vierzehnhundert Tie-erghang, kleine Fressmaschinen, niert auf ständiges Grasrupfen, trachteten sie nach einem ern-Halm, ein stetig hin- und her-endes, wogendes Meer aus Wol-Kläffen der aufgeregten Hunde sich ins Läuten vieler hundert en, dem tiefen Mähen der Mutter-nd einigen hellen Stimmchen nur Stunden alter Lämmer, die noch on der Geburt erste Schritte in lhang staksten. Welch Bergsin-oris schaute versonnen auf das l meinte: „Die Schafe geben eie.“ Ob es die Tiere deswegen in h Kinderlied geschafft haben? tztes Kommando, dann floss die rappelnder, cremefarbener und fleckter Leiber hinunter ins Gat-tofenberg-Alm. „Das wär mal ge-, sagte Doris und kraulte Linda ken. Vor der niedrigen, aus Natur-schichteten Schäferhütte der Ro-Alm gab Chef Willy den Treibern imbeerschnaps aus. „Zum Wohl!“ r im Gatter drängten sich die rücken an Rücken, mit ihren bun-kten, Kreisen, Strichen, den Mar-en der verschiedenen Höfe, wirk-vie eine freilaufende Kunstinstal-Dann gingen die Hirten zur Nacht